

Ween i-n-emol im Chilhof schlofe

Autor(en): **Frey, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 44

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 44 – XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 3. November 1923

Wenn i-n-emol im Chilhof schlofe.

Von Adolf Srey.

Wenn i-n-emol im Chilhof schlofe,
Denn drückt's mi nümme, was uf Aerde goht,
Denn schloft au 's Härz, wo eus im Läbe
So Anmueß macht und niene rüejig lot.

Doch z'Obe gieng i gärn go luege
Und zu mim Hei dur'z finster Dörfli us,
Wenn mini Liebe z'fäme siße
Und uf em Bänkli sienge vor em Hus.

Denn möcht i um-en Egge schliche
Und hinderm Brunne-n-i der Nöchi stoh
Und stoh und lose, was se sienge,
Und listig wieder a mis Pläzli gob.

Stille Geschichte.

Von Martha Riggli.

3

Und wieder gingen die Jahre vorbei. Karl und Marie sahen sich gelegentlich in den Ferien und alles war wie einst und alles Alte blieb unausgesprochen. Er verabschiedete sich von ihr in Gegenwart der Mutter, als er nach Absolvierung seiner Studien nach Indien ging und hielt wieder ihre Hand in der seinen und wieder drängten sich ihm die alten Worte auf. Und er wollte in Bombay oder in Madras ein großes Handelshaus eröffnen und niemals in den dumpfen Läden der kleinen Stadt zurückkehren, wenn sie nur so lange wartete.

Niemand wußte, was in dem Mädchen vorging. Sie wußte es selbst nicht. Es kümmerte sich auch niemand darum. Die Mutter verfolgte ihre Pläne und Karl verfolgte die seinen, und sie, um die diese Pläne gingen, lebte wie eine dunkelverborgene Blume im Wald, über die der Herrgott Sonne und Regen und Licht und Schatten schickt nach seinem Ermessen.

Marie hatte auf dem genferischen Gute die vorzüglichsten jungen Leute jener Gegend kennen gelernt, auch viele Fremde, ehemalige Schüler des Gutes, die von den fünf Töchtern eine nach der andern holten, ehe sie auf ihre Inspektorenposten in ausländischen Betrieben zogen. Maries eigenartige und languisante Schönheit ließ einen nach dem andern der jungen, lebhaften Männer an ihr vorübergehen. Jeder hätte am liebsten sie gewählt und keiner wagte sie zu wählen.

Gegen das Ende ihres mehr als dreijährigen Aufenthaltes wurde sie mit ihren Pflegeeltern zu einer Fahrt über

den ganzen See eingeladen. Man wollte früh am Morgen aufbrechen, während des warmen Nachmittags in einer verborgenen Bucht landen und dort sich unter Bäumen lagern, um dann bei Nacht und Fackelschein wieder zurückzukehren. Das prächtige Motorfahrzeug gehörte einem französischen Industriellen, der nahe der schweizerischen Grenze seine Etablissements hatte und für das Gut die Maschinen und Motore zu liefern pflegte. Die beiden Geschäftsfreunde unterhielten einen freundschaftlichen Verkehr miteinander und bei den gegenseitigen Besuchen hatte Marie einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den Franzosen gemacht. Als nun die Einladung zu der Fahrt kam, wechselten Maries Pflegeeltern einen bedeutsamen Blick miteinander. „Es wird zu Ende gehn,“ sagte die Frau, „und Marie wird es sein, wenn erst das Trauerjahr abgelaufen sein wird.“

Und wirklich starb die Frau des Franzosen wenige Monate nach der Rückkehr Maries zu ihrer Mutter. Jene hatte mit ihrem Manne nicht unglücklich gelebt, war aber früh in schweres Siechtum verfallen und starb endlich, nachdem sie Stück um Stück ihrer Lunge qualvoll herausgehustet hatte. Man wußte schon Jahre voraus, welchen Verlauf die Krankheit nehmen würde und die Ehe hatte nur noch der Form nach bestanden und ihren einzigen Ausdruck in den täglichen Krankenbesuchen des Mannes gefunden. Die Kranke wußte, daß er sich nach ihrem Tode wieder verheiraten würde und trug ihm nichts nach. Sie verstand seine Mannesgefühle und seine Mannesbedürfnisse und brachte es im Laufe ihres langen Leidens so weit, ihn zu